

Ein Amt der Entdeckung.

Von Hermann Bahr. *)

Wenn ich in der Früh an meinen Tisch trete, habe ich das Vergnügen, eine Reihe von Zuschriften lesen zu müssen, die alles mögliche von mir verlangen. Man glaubt gar nicht, wieviel die Leute einem armen Journalisten zumuten. Sie scheinen zu denken, daß er alles weiß, alles kann und immer Zeit hat. Da schreibt einer: „Meine Bitte besteht darin, mir gütigst ershöpfend anzudeuten, wie ich nach Paris zur Ausstellung gelangen und während der Ausstellungszeit dort leben könnte. Ich habe nichts Besonderes gelernt. Aber diese Pariser Weltausstellung nächstes Jahr darf ich nicht veräumen! Raten, raten Sie mir, Sie, der besten Ex-Franzosen einer!“ In einem andern Briefe heißt es: „Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf mich, eine gänzlich Fremde, lenke, geschieht dies nur, um Ihren gütigen Rat zu erbitten, den Sie gewiß einer jungen Streberin nicht verjagen werden.“ Ich soll ihr ein Stück unterbringen, das sie aus dem Englischen übersezt hat. Ein drittes Schreiben will mich für eine „Affktion“ gewinnen. „Ich behaupte“, heißt es da, „daß ein Bedürfnis nach neuen Künsten und Dichtern im Publikum keineswegs vorhanden ist. Ein Mangel jedoch, an dem nicht nur die Kunst, sondern auch die Künstler leiden, ist der Mangel an Publikum. Und dies ist das Gebiet, auf dem ich mich fähig fühle, Hervorragendes zu leisten. Ich fühle mich stark genug, eine Bewegung zu inszenieren und zu leiten, die zweifellos in kurzer Zeit weiten Kreisen Verständnis für Theater, Musik und Literatur beibringen würde.“ Ich habe bereits einigemal mit der Realisierung meiner Ideen begonnen, bin aber jedesmal durch Krisen in meiner wirtschaftlichen Lage behindert worden. Ich wende mich daher an Euer Wohlgeboren mit dem Gedanken, daß es möglich wäre, mir irgend eine, und sei es die bescheidenste honorierte Stellung zu beschaffen.“ Ein vierter, der „einen unwillkürlichen Drang“ hat, mir „manches mitzuteilen“, legt mir seine fixen Anschauungen des Daseins dar: „Wir haben wohl einen eigenen Willen, doch bloß als Menschen gegenüber Mitmenschen. Wir sind aber Werkzeuge einer höheren Welt, Mittel zu dem Zweck, die eine niedere Welt in eine höhere überzuführen. Wir führen einen Kampf für eine höhere Welt gegen eine niedere. Von diesen Ideen durchdrungen, habe ich ein großes Bedürfnis der Mitteilung, und es schweben mir drei Dinge vor: ein Drama, ein Roman und eine Abhandlung.“ Da er aber leider bei seinen Verwandten kein Verständnis finde, sondern arbeiten müsse, so habe er „weder Zeit, noch auch die rechte Stimmung, um an solche Arbeit heranzutreten.“ Diese soll nun ich ihm verschaffen. Ein fünfter endlich schickt mir Gedichte ein. Er erzählt mir sein Leben und fährt dann fort: „Eine Stimme sagt mir aber, daß ich relativ bis jetzt dieselbe lebendige Kraft entwickelt, wie ein Goethe, der in meinen Jahren bei seinen Lebensbedingungen bereits neue Dichtungswerte schaffen lernte.“ Dieser Brief und diese Gedichte bleiben natürlich auf meinem Tische liegen, und es vergehen keine vierzehn Tage, so bekomme ich von dem Herrn ein zweites Schreiben, aber in einem anderen Ton: „Für Sie ist die Forderung des Tages die, wahrhaft talentierten Menschen den natürlichen Entwicklungsweg zu vertreten. Diese klettern dann auf fahlen, wackeligen und blumenleeren Felsen herum, irren ab und stürzen unter dem Hohnschlachter der von Ihnen erzeugten Menge; Analphabeten wie Klotzger, Hofschöpfe wie Philipp Langmann und Rud. Christ. Jenny fördern sie. Wissen Sie ja doch ganz genau, daß ein „Bartel Tuxarier“ und ein „Not kennt kein Gebot“ (dieses Gemisch von Gerhart Hauptmann- und Wiener goldener Hausherrnherzen-Literatur) nicht zwei Winter lang leben können. Doch der Rahmen muß dunkel sein, damit das Bild des „Einen“, des Gründers von Jung-Deisterreich, zur Geltung komme.“ Dieser Satz ist die prinzipielle Unterfütze.

Derlei zu lesen, belustigt einen zuweilen, oft wird man wohl auch ein bißchen ungeduldig, manchmal aber auch recht traurig. Welche Stöße von Stücken, Romanen, Gedichten! Nicht bloß bei mir, sondern bei allen, die etwas bekannt sind. Anfangs schmeichelt es einem, und man möchte helfen, liebt, antwortet, rät. Bald gibt man es auf, es wird zu viel, man müßte ja jeder anderen Arbeit entsagen oder sich zur Erledigung einen eigenen Sekretär halten. Nun legt man solche Briefe ungelassen weg. Man kann eben nicht anders. Aber dann, wenn man auch im Nachdenken sitzt, fällt einem wohl manchmal ein: da ist jetzt irgendwo ein junger Mensch, der hofft von Tag zu Tag auf dich und kann den Briefträger kaum erwarten, der deine Nachricht bringen muß, und von Tag zu Tag ist es wieder umsonst! Und wie, wenn es ein Talent wäre, unter den Tausenden und Tausenden doch auch einmal ein Talent, dem du durch ein Wort, ein kleines gutes Wort, hättest helfen können? Und du hast ihm nicht geholfen, und es ist verdorben, und das bleibt auf dir liegen. Dies ist ein böser Gedanke und ein häßliches Gefühl. Aber man kann es doch nicht ändern.

Gekochte Leute sagen nun freilich: „Sorgen Sie sich nicht! Um das Talent braucht Ihnen nicht bange zu sein, das wirkliche, das echte“ heißt sich auch ohne Sie durch. Ja noch mehr: es kommt gar nicht zu Ihnen, das wirkliche Talent; dazu ist es viel zu hoch. Es will nichts einem andern verhandeln. Es glaubt an sich und vertraut der eigenen Kraft. Wer sich nicht selbst helfen kann, wer erst einen haben muß, der ihn aufhebt und mitzieht, wer sich schon aus Witten und Schneideln verlegt, der ist gar kein Talent; der möchte nur so tun. Schade um Ihre Mühe! Sie plagen sich, und das Resultat ist schließlich, daß ein halbes Talent mit Angst und Not einen halben Erfolg hat, womit niemandem genügt, Ihnen geschadet ist.

Das mag alles sein. Häßlicher ist es ja, wenn einem niemand geholfen hat. Und ich kann auch

eigentlich an die „Verkannten“ nicht recht glauben. Ich meine auch: jedes wirkliche Talent setzt sich von selbst durch. Die Frage ist nur, ob es nicht, wenn ihm das sehr erschwert wird, dabei an Kraft und Ansehen verliert. Man wundert sich oft über den schlechten Ton in unserer Literatur. Statt gesprochen, wird da gleich geschrieben, Takt und Maß scheint es gar nicht mehr zu geben. Ja, glaubt man denn, die jungen Autoren schreiben zu ihrem Vergnügen den Hundst die Schwänze ab und müssen sich wie Rasende gebärden? Mancher schämt sich wohl im stillen selbst und wäre froh, sich gestittet betragen zu dürfen, aber sie fürchten alle, daß man sie dann nicht bemerken würde. Das ist die große Angst. Ungekannt und genannt will keiner bleiben, erwarten können sie es nicht, lieber zünden sie in ihrer Not den Tempel von Ephesus an. Um gehört zu werden, muß man heute brüllen und macht den Handworts, um aufzufallen. Daher das Forcierte, das die „neuen Richtungen“ haben. Talent genügt nicht, getrommelt muß werden. Manchmal tut das nicht viel, und wie sie nur erst oben sind, können sie sich erlauben, wieder vernünftig zu werden. Aber andere erholen sich nie; es ist ihnen zur Manier geworden. Und noch etwas: manchen wird das Aufkommen so schwer, daß sie oben gar keine Kraft mehr haben. Wenn ich zusehe, welche Energie und welchen Verstand die jungen Autoren an Juriquen aufwenden, so wundere ich mich nicht mehr, daß sie, endlich oben, endlich angelangt, gar keinen Verstand und gar keine Energie mehr zu haben scheinen. Es ist nichts mehr übrig, sie haben auf dem Wege alles ausgegeben und aufgebracht, sie sind erschöpft. Das gehört ja überhaupt zu unseren Typen, nicht bloß in der Literatur: das erschöpfte Talent. Es wird bei uns den Leuten so schwer gemacht, auf den Posten an die Stelle zu kommen, die sie brauchen, um nach ihrer Anlage wirken zu können, daß sie, endlich doch angekommen, meistens auch fertig sind, unfähig zu wirken. Das ist ganz schön, das Talent setzt sich schließlich doch durch. Ja, aber das eine erst, wenn es zu Mirde ist, um noch wirken zu können. Und auf das Wirken kommt es doch nur an.

Es ist also eine Forderung der Dekonomie, daß dem Talent zur rechten Zeit geholfen werde. Ja, aber wer soll ihm helfen? Immer nur wieder die paar Leute, die gerade sichtbar sind, Redakteure einer Zeitung oder Direktoren eines Theaters, zu denen alle Welt gelaufen kommt? Sie können es mit dem besten Willen nicht. Und ist es nicht auch ein unwürdiger Zustand, daß das Schicksal eines Talentens von der Laune, von der Gnade eines Vöners abhängen soll? Aber wie sonst? Es müßte ein Bureau geschaffen werden, mit einigen Kritikern besetzt, mit so recht scharfsichtigen Talentjägern. Denn unter Hunderten von Einsendern, die Genies zu sein glauben, ist kaum ein Talent. Eine zweite Aufgabe des Bureaus wäre, all die noch unbekanntem Genies an Mann zu bringen, an Zeitungen, an Verleger, an Bühnen. Klotzger machte den Vorschlag, „es solle (vielleicht von literarischen Vereinen gemeinsam gewählt und sondiert) ein ständiges deutsches Prüfungskollegium für literarische Arbeiten unbekanntem eingesezt werden, mit der Pflicht, alle Einsendungen soweit zu prüfen, daß ein etwaiges bedeutendes Talent nicht übersehen werden kann. Die Mittelmäßigkeit dürfte natürlich nicht protegiert werden. Ergäbe sich in einem Jahrzehnt auch nur ein bedeutendes Talent, das sonst unbeachtet geblieben wäre, so würde sich der große Apparat gelohnt haben.“

So Klotzger. Ich stimmte seinem Vorschlage zu, nur habe ich zu einem von unseren Vereinen gewählten Kollegium kein Vertrauen. Das würde wieder aus denselben paar abgehepten Leuten bestehen, die schon soviel tun wollen, daß sie nichts mehr ordentlich tun können. Es würde unentgeltlich arbeiten und darum unverantwortlich. Einer würde wieder die Pflichten dem anderen zuschieben, es käme nicht zum Rechten und Gehen. Aber kann man denn nicht vom Staate verlangen, daß er sich der Sache annimmt? Wer hat denn das größte Interesse, daß die Talente gefördert, vor Entartung, Verwahrung und Ermüdung bewahrt und zu reinen, guten Wirkungen geführt werden, als der Staat. Das ist aber auch so eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit, daß die wichtigsten Sorgen, die notwendigen Geschäfte von den Regierungen dem guten Willen und der Neigung einzelner überlassen werden. Wie leicht wäre es doch für den Staat, ein Amt der Entdeckung zu schaffen, das nun, was ihm eingereicht wird, Gedichte, Novellen, Stücke (übrigens könnte man auch an Abteilungen für Malerei und für Musik denken) zu prüfen und darüber Zeugnisse auszustellen hätte, die dann doch auch von einer ganz anderen Autorität wären, als die unsicheren Empfehlungen, die jetzt irgendein gutmütiger Autor gibt, nachdem er, zerstreut und ermüdet in die Schrift gesehen hat! Wir haben wirklich Kenner, die sich mit geringeren Dingen beschäftigen. Es käme nur auf unsere Vereine an, einen solchen Antrag in der rechten Weise auszuführen und an der rechten Stelle einzubringen. Wer aber bei uns etwas Redliches und Nützliches will, wird ein Phantast genannt.

Literatur.

— Münzkunde. Von Hermann Dannenberg. Dritte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage von F. Friedensburg. Mit 11 Tafeln Abbildungen. In Originalleinenband 4 Mark 50 Pf. (Webers Illustrierte Handbücher), Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Das in weiten Kreisen der Münzsammler und Münzforscher eingeführte und beliebte Werk des verehrten Herrn Dannenberg ist in seiner dritten Auflage durch den als erster numismatischer Ehrendoktor Deutschlands bekannten Geheimen Regierungsrat Friedensburg in Breslau einer gründlichen Umarbeitung unterzogen worden, an der für die antiken Münzen und die Medaillen der Kaiserzeit an König. Münzkabinett in Berlin, Dr. Kurt Regling, mitgewirkt hat. Der Plan des Buches, seine Anlage und seine Eigenart sind in berechtigter Pietät gegen den ursprünglichen Verfasser, der seinerzeit der Erste unter den deutschen Münzgelehrten war, beibehalten und gewahrt, im übrigen ist es in allen seinen Teilen auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft gebracht worden. Erfolgreiche Erweiterungen haben die den Römern, dem deutschen Mittel-

alter und namentlich der der Neuzeit gewidmete Abschnitt erfahren, gleichwohl ist durch geschickte Streichung entbehrlicher Stücke und knappe Ausdrucksweise eine erhebliche Vermehrung des Gesamtumfangs vermieden und so dem Buch seine handliche Form erhalten worden. Außerdem ist überall auf Erhöhung der Uebersichtlichkeit und Deutlichkeit hingewirkt worden, so daß kein einziger Abschnitt unverständlich geblieben, der Mehrzahl derselben sogar eine völlige Umarbeitung zuteil geworden ist.

— Das Versicherungswesen. Dritte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Bernhard E m m i n g h a u s, Gerichtsassessor a. D. In Originalleinenband 3 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. An Stelle des „Katechismus des Versicherungswesens“ von Oskar Lemde ist das vorliegende handliche Werkchen in der Sammlung von „Webers Illustrierten Handbüchern“ erschienen. Die Schrift verbreitet sich in erster Linie über die Privatversicherung, enthält aber auch eine systematische Darstellung der Grundzüge der neuen Sozialversicherungsgesetzgebung. Das Buch bietet einen guten Ueberblick über den umfangreichen Stoff, ist klar und gemeinverständlich geschrieben und erscheint wohlgeeignet, für das Wesen der Versicherung und ihre große Bedeutung im heutigen Wirtschaftsleben Verständnis und für Versicherungswirtschaftliche Fragen Anteilnahme zu wecken.

Musik.

* Ehrung des Männergesangsvereines „Liederfranz“ in Franzensbad. Der Wiener Schubert-Bund verlieh dem Männergesangsverein „Liederfranz“ in Franzensbad anlässlich dessen bevorstehenden Jubelfestes die große silberne Medaille.

* Zwölf tägliche Gesangsübungen. Von Edwin J e n e t s c h e k - P r a g. Als Sonderabdruck aus dem Zentralblatt für S i m m - und T o n b i l d u n g „Die Stimme“ ist dieser Artikel erschienen und zum Preise von 50 Pf. erhältlich.

Schecks und Akkreditive.
Zahlungen nach Amerika.
BOHEMIA Aktienbank in PRAG.
GRABEN Nr. 14.

Kleine Chronik.

Ein verwegenes Raubattentat in Wien.

Ueberfall auf eine Verkäuferin. — Betäubungsversuch mit Chloroform.

Wien, 24. Mai. Ein verwegenes Raubattentat ist Donnerstags mittags im Geschäft des Handschuhfabrikanten J a c h a r i a s, im Zentrum der Stadt, an einer Verkäuferin verübt worden. Der Täter wurde sofort verhaftet, bevor er noch einen Raub ausführen konnte. Bei seiner polizeilichen Einvernahme verfuhr er den Ueberfall als einen Nachhakt darzustellen. Es wurde aber ermittelt, daß ein geplantes Raubattentat vorliegt und daß der eigentliche Täter zwei Mitschuldige gehabt hat, die im Laufe des Nachmittags ebenfalls verhaftet worden sind. Der Täter — es ist der 22jährige Schildermaler J o h a n n S z a b o — ist schon Montag zum erstenmal in den Verkaufsladen gekommen, der sich in der Tuchlauben Nr. 155 befindet. Im Geschäft, in dem sonst auch der Verkäufer Franz H a b l i c e l anwesend zu sein pflegte, befand sich zu der Zeit bloß die Verkäuferin Fräulein Anna F i e r l i n g e r, da H a b l i c e l sich für kurze Zeit entfernt hatte. Der Fremde hatte Postträger verlangt und es wurden ihm mehrere Sorten vorgelegt. Er entfernte sich aber, ohne etwas gekauft zu haben.

Gestern mittags erschien der junge Mensch wieder fast zur gleichen Zeit im Geschäft. Er hatte augenscheinlich auf der Straße gewartet, bis sich der Verkäufer H a b l i c e l entfernt hatte und war dann mit auffälliger Hast eingetreten. Er verlangte wieder Postträger. Die Verkäuferin befand sich hinter dem Pult. Nachdem sie aus dem Kasten die Postträger genommen und aus dem Verkaufspult gelegt hatte, stürzte der Mann auf sie zu, packte sie mit der einen Hand bei den Haaren und hielt ihr mit der anderen Hand ein scharfziehendes Tuch unter die Nase, um sie zu betäuben. Die Ueberfallene schrie um Hilfe und stieß die Hand mit dem Tuche weg. Es gelang ihr in verzweifeltem Kampfe, sich des Attentäters zu erwehren und sie eilte zu der auf die Straße führenden Ausgangstür. Als der Attentäter sah, daß ihm die Flucht durch das Entweichen der Verkäuferin auf die Straße abgeschnitten war, lief er durch eine rückwärtige, mit einem Vorhang verhängte Oeffnung in ein an das Verkaufslokal anstoßendes Kämmerchen. Die Hilferufe der Verkäuferin hatten Postfanten gehört. Sie eilten in das Geschäft und nahmen den Räuber, der sich nicht wehrte, fest. Ein Sicherheitswachmann lief, durch den Lärm herbeigekollt, zur Stelle und verhaftete den Mann. Während der Eskorte hatte der Sicherheitswachmann Mühe, seinen Häftling vor der Inquijustiz der Menge zu schützen. Bei dem Verhafteten wurde ein Fläschchen mit einem scharfziehenden Inhalt vorgefunden. Später wurde festgestellt, daß das Fläschchen Chloroform enthielt. Mit dieser Flüssigkeit war auch das Tuch getränkt. Der Verhaftete behauptet, daß ihn die Verkäuferin im vorigen Jahre im Postkoffer beleidigt habe und daß er sich dadurch rächen wollte, daß er sie mit Chloroform betäubte. Diese Behauptung ward aber durch die Angabe der Verkäuferin widerlegt, welche erklärte, daß sie den Attentäter nicht kenne und ihn Montag zum erstenmal gesehen habe, als er unter dem Vorwande eines Einkaufes in das Geschäft gekommen war.

Bei der ersten Einvernahme Szabos glaubte man, daß er allein das Verbrechen verübt habe. Erst durch die Erhebungen wurde ermittelt, daß der Verkäufer Franz H a b l i c e l und der Reibursche Mar J e t m a n e l Mitschuldige des Räubers gewesen sind. Die drei Burshen haben, durch die Verbrechen der Pariser Autohanditen angeleitet, den Plan gefaßt, sich durch den räuberischen Ueberfall Geldmittel zu beschaffen, um damit ihre

Vergnügungssucht frönen zu können. Während Szabo bei der Polizei einvernommen wurde, sollten durch Detektives in dem Wohnorte des Verhafteten Erhebungen gepflogen werden. Den Polizeibeamten fiel es nun auf, daß der in der Handschuhniederlage bedienstete 18jährige Verkäufer Franz H a b l i c e l, welcher wohl zur Zeit des Attentates im Geschäft nicht anwesend gewesen ist, in demselben Hause wohnt, in welchem der Attentäter bis vor zwei Monaten bei seinen Eltern gewohnt hat. Diese Tatsache berechtigte zu der Annahme, daß sich Szabo und H a b l i c e l von früher kannten, daß ein Einverständnis zwischen ihnen herrschte hat und daß H a b l i c e l zur Zeit des Attentates nicht zufällig aus dem Laden fortgegangen war. Als man dies dem Szabo vorhielt, legte er das Geständnis ab, daß sowohl H a b l i c e l als auch der 18jährige Reibursche Mar J e t m a n e l seine Mitschuldigen gewesen sind. Sie planten, um sich Geld zu beschaffen, die Registrierkasse im Laden des Handschuhmachers J a c h a r i a s zu veranlassen. H a b l i c e l, der die Verhältnisse genau kannte, hat den Plan entworfen und mitgeteilt, daß mittags gewöhnlich wenige Kunden kämen. Er sollte, damit auf ihn kein Verdacht falle, um diese Zeit unter einem Vorwande das Geschäft für kurze Zeit verlassen. Szabo sollte den Ueberfall auf die Verkäuferin ausführen. Dazu sollte er das Chloroform als Betäubungsmittel benützen, dann die Registrierkasse plündern und flüchten. H a b l i c e l hätte dann bei seiner Rückkehr die Tat entdeckt, während dem Reiburschen J e t m a n e l die Rolle des Aufpassers auf der Straße zugeteilt war, der eine Störung hintanhaltend sollte. Das in Chloroform getauchte Taschentuch, welches Szabo der Verkäuferin unter die Nase hielt, trägt in großen Lettern mit violetter Tintenfüll die Inschrift: „B o n n o t t - G a r n i e r, B a l l e t, B i l l u. C o m p. I n t e r n a t i o n a l e.“ Dadurch wollten die Täter glauben machen, daß in Wien eine Verbrechergesellschaft ähnlich den Pariser Apachen bestiehe.

Selbstvergiftung einer Baronesse.

Wien, 24. Mai. Im Sanatorium Böw ist vorgestern die 23jährige Baronesse Alexandrine O p p e n infolge einer Veronalvergiftung gestorben. Sie war am 20. d. unter Vergiftungsercheinungen in das Sanatorium aufgenommen worden. Baronesse O p p e n wohnte seit Mai vorigen Jahres bei ihrer Schwester Freiin M i s e v o n W e d e l s t a e d t, einer bekannten Wiener Schönheit. Im Hause galten die beiden Schwestern, deren Wohnung aus sieben elegant möblierten Räumen bestand, als sehr wohlhabend. Den Schwestern, die im guten Einvernehmen lebten, stand stets ein Automobil zur Verfügung und sie empfingen oft Gesellschaft. Baronesse O p p e n legte oft ein gereiztes Wesen an den Tag und klagte den sie behandelnden Hausärzten über Schlaflosigkeit. Zu deren Bekämpfung ließ sie sich Veronal verschreiben, das sie jedoch nur in bestimmten Dosen nehmen sollte. Sonntag hatte Baronesse O p p e n mit ihrer Schwester der Baronin W e d e l s t a e d t eine Auseinandersetzung. Bevor sich Baronesse O p p e n zur Ruhe begab, nahm sie wieder Veronal. Diesmal eine solche Menge, daß sie benutzlos wurde. Der berufene Arzt konnte sie trotz aller angewandten Gegenmittel nicht in das Bewußtsein zurückbringen, weshalb er sie in das Sanatorium überführen ließ. Dort ist Baronesse O p p e n an den Folgen der Vergiftung gestorben. Der jungen Dame nahestehende Personen bezweifelten, daß ein Selbstmord vorliegt. Falls es sich jedoch um einen solchen handeln sollte, dann sei die Ursache gewiß nicht wegen der geringfügigen Auseinandersetzung mit der Schwester zu suchen. Baronesse O p p e n war eine vorzügliche Pianistin und Liederfängerin.

Spione in Tirol.

Innsbruck, 24. Mai. (Priv.) Die österreichischen Behörden sind in Tirol einer weit verzweigten Spionage-Affaire auf die Spur gekommen. Gestern erfolgte die Verhaftung des angeblichen Hauptschuldigen, des G e n d a r m e r i e - P o s t e n f ü h r e r s P a l a h o r o in T i e b e d i P e d r o wegen Spionage zu Gunsten Italiens. Palahoro wurde nach kurzem Verhör dem Militärgericht in Trient eingeliefert. Weitere Verhaftungen sollen bevorstehen.

Der Generalstreik im Londoner Hafen.

(R.-B.) London, 24. Mai. Der Streik im Hafen von London hat sich noch nicht völlig e n t w i c k e l t. Die Zahl der Streikenden schwankt zwischen 80.000 und 140.000. Die Arbeiter fordern, daß von den organisierten Arbeitern nicht verlangt wird, daß sie mit Nichtorganisierten zusammenarbeiten. Die Londoner Lebensmittelmärkte, durch den Streik überrascht, haben weniger Vorräte als im vorigen Sommer. Die Preise steigen.

Unrechtmäßige Lösung von Mariawiten-Ehen.

(R.-B.) Warschau, 24. Mai. (P. T. A.) Der Gerichtshof hat wegen unrechtmäßiger Lösung von Mariawitenischen die Mitglieder des katholischen Konsistorialrates B i s h o p K u s c h e w i t s c h z u v i e r M o n a t e n G e f ä n g n i s s h a f t, P. K a t s c h l o w s k y z u e i n e m J a h r und P. B e n s k o w s k y z u d r e i W o c h e n G e f ä n g n i s s h a f t v e r u r t e i l t. Der Gerichtshof beschloß, an den Kaiser ein Gesuch zu richten, die Strafe des B i s h o p s in Amtsenthebung umzuwandeln und das Strafmahß für die übrigen Beurteilten zu mildern.

* [Die erste Verleihung des Titels eines Obermedizinalrates.] Der Kaiser hat dem Primararzt in Pension Sanitätsrat Dr. Karl K a t h o l i c h y in Briinn den Titel eines Obermedizinalrates mit Rücksicht der Lage verliehen. Dr. Katholichy ist ein hervorragender Vertreter der Wiener Schule u. Spezialarzt für Chirurgie, dessen wissenschaftliche

*) Hermann Bahr läßt Ende Mai im „Neuen Verlag“ ein Buch „Einsam“ erscheinen. Neben Charakteristiken bedeutender Menschen der Vergangenheit und Gegenwart (Leonardo, Goethe, Erasmus, Richard Wagner u. a.) finden sich Abhandlungen über Kulturfragen und andere große Weltprobleme. Auch der vorstehende Aufsatz ist dem Buch entnommen.